

# Insel Verlag

## Leseprobe



Flaubert, Gustave  
**Lehrjahre des Gefühls**

Geschichte eines jungen Mannes. Roman  
Aus dem Französischen von Maria Dessauer

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 3137  
978-3-458-34837-5



Gustave Flauberts berühmter Roman *Lehrjahre des Gefühls* erschien 1869 unter dem Titel *L'éducation sentimentale*. Es ist die Geschichte des jungen Frédéric Moreau, der im Jahre 1840 voller Pläne und Hoffnungen aus der Provinz nach Paris kommt und von einer unglücklichen Liebe zu Madame Arnoux, der Frau eines Kunsthändlers, ergriffen wird. Durch seinen Freund Deslauriers gerät Frédéric in die Gesellschaft revolutionär gesinnter Künstler und Journalisten im Umkreis der 1848er-Revolution und versucht sich kurze Zeit in einer politischen Rolle, doch seine Passivität und Unentschiedenheit lassen ihn schließlich, zwanzig Jahre später, resigniert vor den Trümmern all seiner Hoffnungen stehen.

Die *Éducation sentimentale* ist der geglückte Versuch, privates und historisches Geschehen, persönliche Desillusionierung und politisches Scheitern parallel darzustellen. Dabei enthält sich der Autor jeder Stellungnahme und berichtet von den Ereignissen nur aus der Perspektive seines Helden.

Das Buch ist so weit mehr als ein Zeitroman oder die Darstellung eines individuellen Schicksals: es ist ein literarisches Kunstwerk höchsten Ranges, das immer wieder neu gelesen und gedeutet sein will.

insel taschenbuch 3137  
Gustave Flaubert  
Lehrjahre des Gefühls





# Gustave Flaubert

## Lehrjahre des Gefühls

Geschichte eines jungen Mannes

Roman

Aus dem Französischen

von Maria Dessauer

Insel Verlag

2. Auflage 2018  
Insel Verlag Berlin

Erste Auflage 2005  
insel taschenbuch 3137

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2001  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen  
Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes  
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34837-5

# ERSTER TEIL





Am 15. September 1840 gegen sechs Uhr morgens lag die *Ville-de-Montereau* fahrbereit am Quai Saint-Bernard und stieß dicke Rauchschwaden aus.

Leute trafen atemlos ein; Fässer, Taue, Wäschekörbe behinderten den Verkehr; die Schiffsbesatzung gab niemandem Auskunft; man prallte aufeinander; die Frachtstücke stiegen zwischen den beiden Seiltrommeln nach oben, und das Gelärm ging unter im Zischen des Dampfs, der aus Blechdeckeln entwich und, während die Glocke am Bug unablässig läutete, alles in eine weißliche Wolke hüllte.

Endlich legte das Schiff ab; und wie zwei breite Bänder, die aufgerollt werden, zogen die Ufer mit ihren Speichern, Werften und Fabriken vorüber.

Ein langhaariger junger Mann von achtzehn Jahren, der ein Skizzenbuch unter den Arm geklemmt hatte, blieb neben dem Steuerruder regungslos stehen. Durch den Nebel sah er auf Türme und Gebäude, deren Namen er nicht kannte; dann umfaßte er mit einem letzten Blick die Ile Saint-Louis, die Cité, Notre-Dame; und als Paris bald darauf entschwand, seufzte er.

Monsieur Frédéric Moreau, der seit kurzem Bakkalaurus war, kehrte nach Nogent-sur-Seine zurück, wo er sich, ehe das Jurastudium begann, zwei Monate langweilen mußte. Seine Mutter hatte ihn nur mit dem unerläßlichen Geldbetrag ausgestattet und nach Le Havre zum Besuch eines Onkels geschickt, dessen Erbschaft sie für den Sohn erhoffte; er war erst tags zuvor zurückgekommen und entschädigte sich dafür, nicht in der Hauptstadt verweilen zu

können, indem er auf dem längsten Weg in seine Provinz heimreiste.

Der Tumult beruhigte sich; alle hatten ihren Platz eingenommen; einige standen in der Nähe der Maschine und wärmten sich, und unter langsamem, rhythmischem Röcheln spie der Schornstein seine schwarze Rauchfahne aus; Tropfen von Tauwasser rannen über die Kupferrohre; die Brücke bebte von einem leisen inneren Vibrieren, und die beiden schnell rotierenden Schaufelräder pflügten das Wasser.

Sandige Uferstreifen säumten den Fluß. Man begegnete Baumflößen, die im Kielwasser des Schiffs zu schaukeln begannen, oder in einem Boot ohne Segel saß ein Mann und angelte. Dann verflüchtigten sich die ziehenden Nebel, die Sonne erschien; die Hügelkette, die rechts dem Lauf der Seine folgte, wurde nach und nach flacher, und am jenseitigen Ufer erhob sich näherbei eine andere.

Bäume bekränzten sie zwischen niedrigen Häusern mit italienischen Dächern. Sie hatten von neuen Mauern unterteilte sanft abfallende Gärten, Eisengitter, Rasenflächen, Treibhäuser und auf Terrassen, auf deren Brüstungen man die Ellbogen aufstützen konnte, in regelmäßigen Abständen angeordnete Geranienkästen. Beim Anblick dieser hübschen, so ruhigen Wohnsitze hätte sich mehr als einer gewünscht, ihr Eigentümer zu sein, um dort mit einem guten Billard, einem Boot, einer Frau oder sonst einem Wunschtraum bis ans Ende seiner Tage zu leben. Das ganz neuartige Vergnügen einer Seereise förderte die Mitteilungssucht. Schon begannen ein paar Witzbolde, ihre Späße zum besten zu geben. Viele sangen. Man war fröhlich. Schnaps wurde eingegossen.

Frédéric dachte an das Zimmer, in dem er dort wohnen

würde, an einen Dramenentwurf, an Vorwürfe zu Gemälden, an zukünftige Leidenschaften. Er fand, daß das Glück, das ihm dank der Vortrefflichkeit seiner seelischen Qualitäten zustand, auf sich warten ließ. Er deklamierte schwermütige Verse vor sich hin; er stieg raschen Schritts auf das Oberdeck, er ging bis nach vorn, wo die Glocke hing – und erblickte in einem Kreis von Fahrgästen und Matrosen einen Herrn, der einer Bäuerin Schmeicheleien sagte und dabei das goldene Kreuz befühlte, das ihr auf die Brust herabhing. Er war ein großer kraushaariger Mensch von etwa vierzig Jahren. Sein kräftiger Leib füllte ein schwarzes Samtjackett, auf seinem Batisthemd glänzten zwei Smaragde, und seine weite weiße Hose fiel auf sonderbare, mit blauen Mustern verzierte Stiefel aus rotem Juchtenleder.

Frédéric's Anwesenheit störte ihn nicht. Er wandte sich mehrmals unter aufforderndem Zwinkern zu ihm um; dann bot er allen Umstehenden Zigarren an. Doch, gelangweilt wahrscheinlich von dieser Gesellschaft, ging er weiter. Frédéric folgte ihm.

Ihr Gespräch drehte sich zunächst um die verschiedenen Tabaksorten, dann, ganz von selbst, um die Frauen. Der Herr in den roten Stiefeln gab dem jungen Mann Ratschläge; er entwickelte Theorien, erzählte Anekdoten, führte sich selbst als Beispiel an, tischte dies alles in väterlichem Ton mit ergötzlich offenherziger Korruptheit auf.

Er sei Republikaner; er sei weitgereist, er gehe in den Theatern, den Restaurants, den Zeitungsredaktionen aus und ein und kenne alle berühmten Künstler, die er zwanglos beim Vornamen nenne. Frédéric vertraute ihm alsbald seine Zukunftspläne an; er bestärkte ihn darin.

Doch dann unterbrach er sich, beobachtete den Rauchabzug, und stellte unter raschem Murmeln eine umständliche

Rechnung auf, um festzustellen, »wie viel jeder so und so oft in der Minute erfolgende Kolbenstoß« und so weiter. – Und nachdem er die Summe herausgefunden hatte, bewunderte er wortreich die Landschaft. Er sagte, er sei glücklich, den Geschäften entronnen zu sein.

Frédéric empfand einigen Respekt vor ihm und widerstand nicht dem Drang, seinen Namen zu erfahren. Der Unbekannte antwortete in einem Atemzug:

»Jacques Arnoux, Inhaber des *Kunstgewerbe*, Boulevard Montmartre.«

Ein Diener mit einer Goldborte an der Mütze trat zu ihm und meldete:

»Ob Monsieur herunterkommen möchten? Das Fräulein weint.«

Er verschwand.

*Das Kunstgewerbe* war ein Zwitterunternehmen; es umfaßte eine Kunstzeitschrift und eine Gemäldegalerie. Frédéric hatte diesen Titel mehrmals in der Auslage des Buchhändlers in seiner Heimatstadt auf riesigen Reklameprospekten gesehen, auf denen sich vor allem der Name Jacques Arnoux gehörig ausbreitete.

In der senkrecht herabglühenden Sonne funkelten die eisernen Marse am Mastbaum, die Platten des Schiffsrumpfs und die Wasseroberfläche; sie teilte sich am Bug in zwei Spuren, die bis zum Rand der Wiesen liefen. Nach jeder Flußwindung fand man die gleiche blasse Pappelreihe wieder. Die Fluren waren leer. Am Himmel standen weiße Wölkchen wie festgemacht – und die unbestimmte allgemeine Langeweile schien die Fahrtgeschwindigkeit des Schiffs zu drosseln und das Aussehen der Reisenden noch unbedeutender zu machen.

Mit Ausnahme einiger Bürger in der ersten Klasse waren

dies Arbeiter, kleine Ladeninhaber, mit ihren Frauen und Kindern. Weil man damals auf Reisen gewöhnlich schlechte Kleider anzog, trugen fast alle alte griechische Mützen oder verschossene Hüte, dünne schwarze, von der Abnutzung im Büro fadenscheinige Anzüge oder weite Gehröcke, deren Knopflöcher, weil sie zu lang im Laden gedient hatten, ausgefranst waren; da und dort ließ eine Weste mit Schal ein kaffeeleckiges Baumwollhemd sehen; Nadeln aus Chrysochalk staken in zerschlissenen Krawatten; genähte Hosenstege hielten Socken fest; zwei oder drei Halunken, die Bambusstäbe mit Lederschnüren hatten, warfen zweideutige Blicke umher, und Familienväter rissen, wenn sie Fragen stellten, die Augen auf. Sie plauderten im Stehen oder hockten auf ihrem Gepäck; andere schliefen in einem Winkel; mehrere aßen. Das Deck war schmutzig von Nußschalen, Zigarrenstummeln, Birnenkrietschen, Abfällen von in Papier mitgebrachten Wurstwaren; vor der Kantine standen drei Tischler in Kitteln; ein zerlumpter Harfenist ruhte sich, auf sein Instrument gestützt, aus; ab und zu war das Geräusch der Steinkohle im Ofen zu hören, ein Stimmengewirr, ein Lachen – und auf der Brücke ging der Kapitän unablässig zwischen den Radkästen hin und her. Um sich an seinen Platz zu begeben, stieß Frédéric die Gittertür zur ersten Klasse auf und störte zwei Jäger mit ihren Hunden.

Es war wie eine Erscheinung:

Sie saß da, mitten auf der Bank, ganz allein; wenigstens wahrte er in der Überraschung, die ihm seine Augen bereiteten, niemand anderen. Als er vorüberging, hob sie den Kopf. Unwillkürlich verbeugte er sich, und nachdem er in derselben Richtung ein Stück weitergegangen war, betrachtete er sie.

Sie trug einen breiten Strohhut mit rosaroten Bändern, die

hinter ihr im Wind flatterten. Ihre schwarzen Haarsträhnen legten sich um die Spitze ihrer weiten Augenbrauenbögen, reichten tief hinab und schienen das Oval ihres Gesichts zärtlich zu bedrängen. Ihr helles, mit kleinen Tupfen besätes Musselinkleid ergoß sich in vielen Falten. Sie war mit einer Stickerei beschäftigt; und ihre gerade Nase, ihr Kinn, ihre ganze Gestalt hob sich vom Hintergrund des blauen Himmels ab.

Da sie in ihrer Haltung verharrte, wandte er sich, um seine Absicht zu verschleiern, mehrmals nach rechts und nach links, dann postierte er sich neben ihren an die Bank gelehnten Sonnenschirm und tat so, als beobachtete er ein Boot auf dem Fluß.

Nie zuvor hatte er diesen Glanz ihrer braunen Haut gesehen, den Reiz ihres Wuchses, oder diese Feinheit ihrer von Licht umflossenen Finger. Staunend betrachtete er ihren Arbeitskorb, als sei der etwas Außergewöhnliches. Wie lautete ihr Name, wo wohnte sie, wie war ihr Dasein, ihr früheres Leben gewesen? Er wünschte sich die Möbel ihres Zimmers zu kennen, alle Kleider, die sie je getragen hatte, die Leute, mit denen sie zusammenkam, und der Drang nach körperlichem Besitz ging sogar in einem tieferen Begehren unter, einem schmerzlichen Verlangen, das ohne Grenzen war.

Eine Negerin mit Kopftuch, die ein schon größeres Mädchen an der Hand führte, trat zu ihr. Das Kind, in dessen Augen Tränen schwammen, war eben aus dem Schlaf erwacht. Sie nahm es auf den Schoß. Das Fräulein sei nicht artig gewesen, und sei doch schon bald sieben Jahre alt; seine Mutter werde es nicht mehr liebhaben; man sehe ihm zu viele Launen nach. Und Frédéric freute es so sehr, diese Worte zu hören, als hätte er eine Entdeckung, eine Errungenschaft gemacht.

Er vermutete, daß sie aus Andalusien stamme, oder vielleicht Kreolin sei, und die Negerin hatte sie wohl von den Inseln mitgebracht?

Ein langer Schal mit violetten Streifen hing hinter ihr über der Kupferstange des Geländers. Sie hatte ihn wohl oft auf hoher See an feuchten Abenden um die Taille geschlungen, ihn sich über die Füße gebreitet, darin geschlafen. Von seinen Fransen gezogen, glitt er jetzt aber nach und nach über den Rand und würde ins Wasser fallen. Frédéric sprang hinzu und fing ihn auf. Sie sagte zu ihm:

»Ich danke Ihnen, mein Herr.«

Ihre Augen begegneten sich.

»Nun, Frau, bist du bereit?« rief Monsieur Arnoux, der im Treppeneinstieg auftauchte.

Mademoiselle Marthe lief ihm entgegen, umklammerte seinen Hals und zog ihn am Schnurrbart. Harfentöne erklangen; sie wollte die Musik sehen, und bald darauf betrat der von der Negerin herbeigeholte Harfenist die erste Klasse. Arnoux erkannte in ihm ein einstiges Malermodell; er duzte ihn, was die Anwesenden überraschte. Endlich warf sich der Harfenist sein langes Haar über die Schultern zurück, streckte die Arme aus und begann zu spielen.

Es war eine orientalische Romanze, in der von Dolchen, Sternen und Blumen die Rede war. Der zerlumpte Mann sang sie mit durchdringender Stimme; das Stampfen der Maschine zerhackte die Melodie in falschem Rhythmus; er riß die Saiten stärker an; sie vibrierten, und ihr metallisches Tönen schien wie die Klage einer stolzen, unüberwundenen Liebe sich in Schluchzen zu verströmen. Zu beiden Seiten des Flusses neigten sich Büsche bis zum Rand des Wassers; ein kühler Wind strich vorbei. Madame Arnoux' Blick schweifte ins Weite. Als die Musik verstummte, bewegte sie



mehrmals die Augenlider, so als kehrte sie aus einem Traum zurück.

Der Harfenist näherte sich ihnen bescheiden. Während Arnoux nach Kleingeld suchte, streckte Frédéric die geschlossene Hand aus, öffnete sie verschämt über der Mütze des Bettlers und legte einen Louis d'or hinein. Es war nicht Eitelkeit, was ihn dazu trieb, in ihrer Gegenwart dies Almosen zu geben, sondern ein Gedanke an Segensspendung, in die er sie einbezog, eine fast religiöse Wallung seines Herzens.

Arnoux forderte ihn herzlich auf, mit hinunterzugehen und wies ihm den Weg. Frédéric behauptete, erst vor kurzem gegessen zu haben; in Wirklichkeit starb er vor Hunger und hatte keinen einzigen Centime mehr in der Börse.

Dann aber sagte er sich, daß er ebensogut wie jeder andere das Recht habe, sich in dem Speisesaal aufzuhalten.

An den runden Tischen saßen Bürger und aßen; ein Kellner lief umher; Monsieur und Madame Arnoux waren rechts hinten untergekommen; er ließ sich auf der langen samtbezogenen Sitzbank nieder, nachdem er eine dort liegende Zeitung weggenommen hatte.

Sie wollten in Montereau in die Postkutsche nach Châlons umsteigen und für einen Monat in die Schweiz reisen. Madame Arnoux warf ihrem Mann vor, seinem Kind zu viel durchgehen zu lassen. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, eine Artigkeit gewiß, denn sie lächelte. Dann stand er auf, um hinter ihr den Vorhang zu schließen.

Die niedrige, gänzlich weiße Zimmerdecke warf das Licht grell zurück. Frédéric, der Madame Arnoux gegenüber saß, konnte den Schatten ihrer Wimpern erkennen. Sie setzte das Glas an ihre Lippen, zerbröselte zwischen ihren Fingern ein wenig Brot; das Medaillon aus Lapislazuli, das mit einem

Goldkettchen an ihrem Handgelenk befestigt war, klirrte mitunter an ihren Teller. Die Umsitzenden schienen jedoch nicht auf sie aufmerksam zu werden.

Manchmal gewährte man durch die Luken die Flanke eines vorbeigleitenden Boots, das am Schiff anlegte, um Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen. Die Leute an den Tischen beugten sich zu den Scheiben und nannten die Uferorte.

Arnoux beschwerte sich über das Essen; er erhob laut Einspruch gegen die Rechnungssumme und ließ sie herabsetzen. Dann führte er den jungen Mann zum Bug des Schiffs, um mit ihm Grog zu trinken. Doch Frédéric kehrte bald unter das Deckzelt zurück, wohin Madame Arnoux sich wieder begeben hatte. Sie las in einem dünnen Buch mit grauem Umschlag. Bisweilen hoben sich ihre Mundwinkel, und ein freudiger Schimmer erhellte ihre Stirn.

Er beneidete den Erfinder dessen, was sie zu beschäftigen schien. Je länger er sie betrachtete, desto tiefer fühlte er eine Kluft sich zwischen ihnen auftun. Er dachte daran, daß er sich nun gleich von ihr trennen müsse, unwiderruflich, ohne ihr ein Wort entrissen zu haben, ohne ihr auch nur in Erinnerung zu bleiben!

Rechts dehnte sich eine Ebene aus; links führte Weideland sanft zu einer Anhöhe, auf der man Weingärten, Nußbäume, eine Mühle im Grünen sah und darüber kleine Pfade, die auf dem weißen, bis zum Rand des Himmels reichenden Fels Zickzacklinien bildeten. Welches Glück, Seite an Seite, den Arm um ihre Taille gelegt, indes ihr Kleid über das gelbe Laub strich, hinaufzusteigen und im Strahl ihrer Augen ihrer Stimme zu lauschen! Das Schiff konnte halten, sie brauchten nur auszusteigen, und diese so einfache Sache war dennoch nicht leichter als die Sonne zu bewegen!

Etwas weiter entfernt zeigte sich ein Schloß mit spitzem Dach und quadratischen Türmchen. Vor seiner Frontseite erstreckte sich ein Blumenbeet, und gleich schwarzen Gewölben brachen breite Alleen unter die hohen Linden ein. Er stellte sich vor, sie schritte am Rand des Laubengangs vorüber. Im selben Augenblick erschienen auf der Freitreppe zwischen den Orangenkübeln eine junge Dame und ein junger Mann. Dann entschwand alles.

Die Kleine spielte in seiner Nähe. Frédéric wollte sie küssen. Sie versteckte sich hinter ihrem Kindermädchen; ihre Mutter schalt sie, weil sie zu dem Herrn, der ihren Schal gerettet hatte, nicht freundlich sei. War das eine indirekte Gesprächseröffnung?

Wird sie endlich mit mir sprechen? fragte er sich.

Die Zeit drängte. Wie konnte er eine Einladung von Arnoux erwirken? Und ihm fiel nichts Besseres ein, als ihn auf die Farben des Herbsts hinzuweisen und hinzuzufügen:

»Nun beginnt bald der Winter, die Saison der Bälle und der Einladungen.«

Doch Arnoux war vollauf mit seinem Gepäck beschäftigt. Das Ufer von Surville erschien, die beiden Brücken näherten sich, man fuhr an einer Seilerei vorüber, dann an einer Reihe niedriger Häuser, unter denen Teerkessel und Haufen von Splitterholz standen und kleine Buben im Sand umherliefen und radschlugen. Frédéric erkannte einen Mann in einer Ärmelweste, er rief ihm zu:

»Beeil dich.«

Das Schiff legte an. Mit Mühe fand er im Gewühl der Passagiere zu Arnoux, und der antwortete mit einem Händedruck:

»Es war mir ein Vergnügen, lieber Herr.«

Auf dem Quai drehte Frédéric sich um. Sie stand in der

Nähe des Steuerruders. Er sandte ihr einen Blick, in den er seine ganze Seele zu legen versucht hatte; sie blieb so unbewegt, als hätte er nichts dergleichen getan. Sodann, ohne den Gruß seines Dieners zu beachten:

»Warum hast du den Wagen nicht bis hierher gefahren?«

Der Mann entschuldigte sich.

»So ein Tölpel! Gib mir Geld!«

Und er ging zum Essen in eine Wirtschaft.

Eine Viertelstunde später verspürte er Lust, wie zufällig zum Hof zu gehen, wo die Postkutschen standen. Vielleicht sähe er sie noch einmal.

»Was hätte ich davon?« sagte er sich.

Und die Kalesche trug ihn davon. Die Pferde gehörten nicht beide seiner Mutter. Sie hatte das von Monsieur Chambrion, dem Steuereinnehmer, ausgeliehen und neben dem eigenen anspannen lassen. Isidore, der tags zuvor losgefahren war, hatte sich in Bray bis abends ausgeruht und in Montereau übernachtet, die wieder frischen Pferde trabten deshalb flink dahin.

Die abgerenteten Felder schienen kein Ende zu nehmen. Zwei Baumreihen faßten die Landstraße ein, ein Kieshaufen folgte dem anderen; und nach und nach kamen ihm Ville-neuve-Saint-Georges, Ablon, Châtillon, Corbeil und die anderen Ortschaften, kam ihm seine ganze Reise wieder in Erinnerung und so deutlich, daß er jetzt neue Einzelheiten, kleine Besonderheiten entdeckte; unter dem letzten Volant ihres Kleides sah ihr mit einem schmalen Halbstiefel aus kastanienbrauner Seide bekleideter Fuß hervor, das Drillichzelt-dach bildete über ihrem Kopf einen großen Baldachin, und die roten Troddeln der Umrandung zitterten unablässig in der Brise.

Sie glich den Frauen der romantischen Bücher. Er hätte ihrer Person nichts hinzufügen und nichts nehmen wollen. Das Weltall erweiterte sich mit einem Mal; sie war der strahlende Mittelpunkt, in dem die Gesamtheit der Dinge sich sammelte – und mit halbgeschlossenen Lidern, geistesabwesendem Blick überließ er sich, vom Wagen geschaukelt, einer träumerischen, grenzenlosen Freude.

In Bray wartete er nicht, bis die Pferde Hafer erhalten hatten, sondern ging auf der Landstraße allein voraus. Arnoux hatte sie »Marie« genannt. Er rief laut: »Marie!« Seine Stimme verlor sich in der Luft.

Purpurrot entflammte sich der Himmel im Westen. Dicke Getreideschober mitten auf den Stoppelfeldern warfen riesige Schatten. In einem Gehöft in der Ferne schlug ein Hund an. Von einer grundlosen Angst gepackt, schreckte Frédéric zusammen.

Als Isidore ihn eingeholt hatte, setzte er sich auf den Kutschbock, um den Wagen zu lenken. Seine Schwäche war vorüber. Er war fest entschlossen, sich mit allen Mitteln bei den Arnoux Zutritt zu verschaffen und mit ihnen in nahe Verbindung zu treten. Ihr Hauswesen mußte unterhaltsam sein, Arnoux gefiel ihm zudem und, wer weiß? Nun schoß ihm das Blut ins Gesicht, seine Schläfen summten, er klatschte mit der Peitsche, riß an den Zügeln und trieb die Pferde so sehr an, daß der alte Kutscher immer wieder sagte:

»Langsam! langsam doch! Sie machen sie sonst dämpfig.«

Allmählich beruhigte sich Frédéric wieder und hörte dem Bericht seines Dieners zu.

Man erwarte Monsieur mit großer Ungeduld. Mademoiselle Louise habe geweint, weil sie hatte mitfahren wollen.